

Wolfgang Krauß

Wachsen aus den Wurzeln - Unsere Geschichte weiter erzählen

Kein Mensch und nichts auf Erden mochte es ihnen mehr entnehmen aus ihren Herzen. So eifrige Gottesliebhaber waren sie, das Feuer Gottes brannte in ihnen. Sie wollten lieber des allerbittersten Todes sterben, als die erkannte Wahrheit verlassen. ... Aus welchem unschuldig vergossenen Christenblut alenthalben Christen gewachsen sind und Glaubensgenossen an allen denen Orten hin und wieder; ohne Frucht gings nicht ab.

Das Hutterische Geschichtbuch über die täuferischen Märtyrer, 1565

In den letzten Jahren wurde angesichts einer vielerorts zu beobachtenden Abwärtsspirale in unseren Gemeinden die Notwendigkeit missionarischer Öffnung zum weithin akzeptierten Gemeinplatz. Der Umsetzung dieses neuen Bewusstseins stehen jedoch tief verwurzelte individuelle und kollektive Strukturen entgegen. Der zahlenmäßige Rückgang scheint zudem Symptom einer tiefer liegenden Problematik, denn Ursache der Abwärtsentwicklung ist ein tiefgreifendes Identitätsdefizit.

Hier und da wird versucht, durch Anwendung von Gemeindegewachstumsprogrammen gegenzusteuern. Diese helfen jedoch vor allem da, wo noch genug gesunde Struktur und Identität vorhanden ist. Sie stellen Methoden zur Verfügung, an Strukturen zu arbeiten. Das Modell der Natürlichen Gemeindeentwicklung (NGE) etwa identifiziert acht Merkmale gesunder und wachsender Gemeinden und sucht die schwach ausgebildeten Merkmale zu stärken. Auf die Grundfragen gemeindlicher Existenz, vor allem die Frage nach der Identität der Gemeinde gibt ein solches Modell jedoch keine Antwort. Vielmehr setzt es die Klärung solcher Fragen voraus. Engagement für Gemeindeentwicklung ist wichtig und notwendig. Doch zuvor oder parallel gilt es die Identitätsfrage zu klären: Wer sind wir als Gemeinde? Warum gibt es uns (noch)? Was ist unsere Aufgabe? Würde etwas Wesentliches fehlen, wenn es uns nicht mehr gäbe?

Wo eine klare Identität fehlt, wo kein Selbstverständnis mehr vorhanden ist, ist Schwinden und letztlich Verschwinden nur logisch. „Ein Volk ohne Vision geht zugrunde“ Sprüche 29,18. Die heutige Identitätskrise ist Produkt einer bald 500 jährigen Geschichte. Pointiert gesagt leiden unsere Gemeinden an einer historischen Krankheit. Schon die oft verwendete Bezeichnung „historische Friedenskirche“ scheint ein Symptom. Ich beobachte zudem eine seltsame Spannung zwischen Geschichtsbesessenheit und Geschichtsvergessenheit.

Die Krankheit der Geschichte

Die mennonitische Krankheit besteht wesentlich in nicht verarbeiteter Geschichte. Neuerdings wird im ökumenischen Dialog darauf hingewiesen, dass

es angesichts historischer Verletzungen um eine „Heilung der Erinnerung“ gehe. Diesen Heilungsprozess braucht es jedoch nicht nur im Verhältnis zwischen Nachkommen der ehemals Verfolgten und Abkömmlingen ehemaliger Verfolger. Heilung braucht es auch im Verhältnis zur eigenen Geschichte. Dazu gehört die Suche nach einer uns angemessenen Identität und einer Vision für die Zukunft unserer Gemeinden.

Es sind vor allem die nicht ausreichend verarbeiteten traumatischen Erfahrungen der Vergangenheit und deren Verdrängung und Verleugnung, die heute den Zugang zu den Wurzeln einer genuin täuferisch-mennonitischen Identität versperren.

Der Aufbruch der Täuferbewegung zu einer geschwisterlichen von den konstantinischen Fesseln befreiten Kirche wurde im Blut der Verfolgung ertränkt und auf den Scheiterhaufen verbrannt. Die von den Ereignissen tief traumatisierten Überlebenden suchten die Erinnerung an die Anfänge der Bewegung und die Märtyrer zu bewahren und organisierten das Überleben der Gemeinden. Im Erzählen und Aufschreiben der Leidensgeschichte geschah ein Stück Verarbeitung. Stand das Weitermachen als Gemeinde zunächst noch im Horizont der Hoffnung auf bessere Zeiten oder Auswanderung in andere Länder, so erstarrte die Bewegung notgedrungen mehr und mehr in nach außen sich abschließenden Formen einer kleinen aufs Überleben sich einrichtende religiöse Minderheit.

Die im 17. Jahrhundert einsetzende begrenzte Toleranz bot zunächst nur die Existenz als zwar geduldet doch rechtlich diskriminierte Minderheit. Noch war das Trauma der Verfolgung nicht wirklich verarbeitet, da wurde es überlagert von den ebenfalls traumatisierenden Diskriminierungserfahrungen. Schließlich setzte der Verzicht auf die ursprüngliche Radikalität Kräfte frei für den oft gerühmten wirtschaftlichen Erfolg als Kaufleute, Fabrikanten und Musterlandwirte. Die Anpassung an die Spielregeln des Zeitalters repressiver Toleranz formte eine konfessionelle Identität der „Stillen im Lande“, die auch nach dem Wegfall der rechtlichen Beschränkungen nicht in der Lage war, eine neue außengerichtete, die Radikalität der Frühzeit aktualisierende Identität zu entwickeln. Zu stark war das durch Wohlstand und den Willen zur Einordnung in die bürgerliche Gesellschaft geprägte Interesse, als einzelner wie alle anderen, und als Kirche wie andere Kirchen sein zu wollen. Waren die frühen Täufer noch als Bedrohung der religiös einheitlichen Gesellschaft gesehen worden, so ordneten Mennoniten sich nun ein in die bürgerliche Gesellschaft und akzeptierten deren neue nationale Einheitsideologie. Auch sie wollten keinen anderen König als den Kaiser (Joh 19, 15).

Dem Trauma der Verfolgung folgte das Trauma erzwungener Anpassung, das Trauma des Aufgebens der täuferischen Vision, und heute erleben wir im Zerbröckeln der familienkirchlichen Strukturen, die einst das Überleben ermöglicht hatten, das Trauma des Zerfalls mennonitischer Gemeinde. Gibt es Auswege aus dieser kollektiven posttraumatischen Belastungsstörung?

Traumatisierung lässt sich dauerhaft weder vergessen, noch verdrängen. Immerhin hatten Obrigkeit und etablierte Kirchen einst die Absicht, die Täuferbewegung auszurotten. Ein Ekklesiozid (Kirchenmord) lässt sich nicht einfach abschütteln. Auch nach 200 Jahren formaler Gleichberechtigung und bürgerlicher Anpassung melden sich noch posttraumatische Symptome wie Minderwertigkeitsgefühle oder überangepasstes bürgerliches und ökumenisches Wohlverhalten.

Eine historische Krankheit braucht eine historische Therapie. Verlorene Vision lässt sich nicht irgendwo einkaufen. Sie lässt sich jedoch erneuern aus den eigenen Wurzeln. Dies kann jedoch nicht einfach unter Rückbezug auf eine nur heroisch gedachte Frühzeit geschehen. Vielmehr braucht es den „Umweg“ über die traumatischen Erfahrungen.

Erzählen als Therapie

Wie in individueller Psychotherapie und Seelsorge das Erzählen der Lebensgeschichte eine wichtige Rolle spielt, so hat das Erzählen der eigenen Geschichte in kollektiven Heilungsprozessen großen Wert. Die ersten Täufergenerationen hatten schon damit begonnen. In Verfolgung und Leiden identifizierten sie sich mit Christus und der frühen Christenheit. Der Märtyrerspiegel erzählte einige Generationen später die Geschichte aus der Perspektive der durch die Jahrhunderte nachfolgenden Gemeinde. Er beginnt mit der Kreuzigung Christi und endet mit den Zeitgenossen. Trotz des Abstands der Jahrhunderte können wir in diese Erzählung einsteigen.

Schon die biblische Geschichte ist solch erzählte Geschichte. Ein wesentliches Moment ist dabei die Dialektik von Distanz und Identifikation, Zeugnis und Deutung. Wenn wir uns in den Strom dieses Erzählens begeben, werden wir mit unserer Gegenwart und Zukunft Teil der Erzählung werden. Wir nehmen Teil an der Geschichte des Gottesvolkes, das aufbricht zu einer neuen Welt, einer neuen Menschheit und einer neuen Schöpfung. Kleiner ist die Vision, die auch den täuferischen Aufbruch bestimmte, nicht zu haben.

Im Erzählen der Geschichte werden wir uns neu mit den Wurzeln verbinden, werden Schmerz und Trauer nacherleben und aushalten. Im Nacherleben der Vergangenheit, im Projektieren von Gegenwart und Zukunft geht es um Binden und Lösen. Wir werden manches loslassen und anderes festhalten (Mt 18,18). Der heilende Atem Gottes wird uns neu beleben und bisherige Traumata einbauen in neue gesunde Strukturen.

Solches Erzählen ist ein geistliches Geschehen. Es braucht Raum dafür in unseren Versammlungen. Es braucht den Dialog und die Versöhnung mit ehemaligen Feinden, denn Heilung soll am ganzen verletzten Leib Christi geschehen. Es braucht die Wahrnehmung der auch heute vielerorts leidenden Gemeinde Jesu. Es braucht Gebet für sie und geschwisterliche Solidarität.

Heilung der Erinnerung braucht den bewussten Blick auf die traumatisierenden Geschehnisse. Verarbeitung ist ein komplexer Prozess. Im ebenfalls komplexen Prozess des Erzählens nehmen heutige Generationen die Heraus-

forderungen der vor ihnen Lebenden wahr. Über eine nicht allzu weit zurückliegende Geschichte gibt es sogar die Chance, noch mit Augenzeugen zu sprechen, etwa mit russländischen Geschwistern über die Schrecken und Leiden der Stalinzeit. Auch die Flucht- und Vertreibungserfahrungen des 2. Weltkrieges sind Teil der kollektiven Geschichte, auch wenn es bei ihnen nicht direkt um Leiden aus Glaubensgründen ging. In ihrer Verarbeitung zeigen sich deutliche Züge posttraumatischer Belastungsstörung.

Es kann dem kollektiven therapeutischen Effekt nur dienen, wenn in der Erzählung verschiedene Traditionslinien und Interpretationen zu Wort kommen. Aus vielstimmigem Gemurmel werden Auftrag und Vision neu formuliert. Wir werden noch gebraucht. Denn es braucht eine Gemeinschaft, die die Geschichte weitererzählt. Die Geschichte einer Gemeinde, die zur Umkehr ruft in die Nachfolge Jesu. Einer Gemeinde, die sich nicht anpasst an die Zwangsstrukturen von Gesellschaft und Staat. Einer Gemeinschaft, die sich unterscheidet, indem sie Gottes Angebot der Liebe – selbst zum Feind – deutlich macht und es lebt. Einer Gemeinde, die in der Nachfolge ihres Herrn lieber freiwillig Leiden auf sich nimmt, als wünschenswerte Entwicklungen mit Gewalt zu erzwingen.

Das Blut der Märtyrer und der Sieg des Lammes

Nach einem Wort des Kirchenvaters Tertullian ist das Blut der Märtyrer der Same der Kirche. Es gilt landauf landab das vergessene Zeugnis der täuferischen Märtyrer neu zu entdecken und für den Gemeindebau fruchtbar zu machen. Märtyrer bedeutet Zeuge. Hinrichtungen waren damals öffentliche Ereignisse. Gegen Jahrhunderte des Verschweigens und Verdrängens gilt es, diese Öffentlichkeit erneut herzustellen. Auch Staat und Gesellschaft haben die Traumata der Geschichte nicht verarbeitet.

Wie kann das Eintauchen ins Weitererzählen der Geschichte praktisch werden und vor Ort erneuernde Kraft gewinnen? Die vergessene lokale Täufergeschichte aufzuarbeiten und öffentlich zu machen, ist ein Schritt historischer Gerechtigkeit. Und die Erinnerung an das Opfer der Märtyrer wird Früchte tragen für den Gemeindebau. Sie wird das Zeugnis der Gemeinde neu in die Öffentlichkeit stellen. Menschen werden fragen, wo es solche Gemeinde heute noch gibt. Im Antworten auf solche Fragen, im Erzählen der Geschichte werden wir Teil dieser Gemeinde und verbinden uns neu mit unseren Wurzeln. Eine vergangenheits- und zukunftsforschende Gemeinde wird sich öffnen und einladend werden für Menschen, die mit ihr eintauchen wollen in die Erzählung der großen Geschichte, die allen Opfern, allen Niederlagen und allem Versagen zum Trotz einmündet in den verheißenen Sieg des Lammes.

Wolfgang Krauß, Jahrgang 1955, Prediger in der Mennonitengemeinde Bammental